



Themenrunde

Rolle von Kunst und Kultur – Kultur öffnet Welten!

Referentin: Dr. Dorothea Kolland (Kulturamtsleiterin Neukölln a.D., Berlin)

Die Referentin stellte der Diskussion folgenden Impuls voran, der hier zusammengefasst wurde:

Tandemprojekte seien zentral, da hier konkrete Beziehungen entstehen.
Die individuelle Situation sei dabei wesentlich.

Es sollen keine Spezialprojekte oder Sonderklassen mit enger Zielgruppe geschaffen werden, sondern offene Projekte für alle dominieren (Verhinderung von Parallelwelten). Niederschwellige Projekte (Häkeln, Kochen,...) eignen sich als Einstieg, dann aber sei eine Weiterentwicklung der Angebote wichtig. Kleinteilige Projektarbeiten sollen vor großen Vorhaben stehen, da die noch hohe Fluktuation der Flüchtlinge kaum Verlässlichkeit erzeuge. Kurze Projekte ermöglichen dagegen Erfolgserlebnisse und sichtbare Ergebnisse.

Von den Erfahrungen der Flüchtlinge auszugehen sei ebenfalls eine wesentliche Grundbedingung. Wichtig sei auch ein Umgang auf Augenhöhe mit den Flüchtlingen. Kinder solle man Kinder sein lassen. Migrantische Kinder sollen nicht nur auf Flucht fokussiert werden. Die Menschen sollen nicht als Problem gesehen, sondern als Bereicherung verstanden werden.

Kultur gebe vor allem Kraft für den Alltag, das Empowerment der Kultur, das Abschalten oder Innehalten sei so vom Alltag möglich und es sei das emotionale Element der Kultur nicht zu vergessen, das mitunter besser wirke als manche Argumente. Kulturarbeit in diesem Sinne müsse man ernst nehmen, hier gehe es nicht um Spielereien. Kulturarbeit setze damit auch Fantasie für verschiedene Lebensmodelle frei. Das nichtsprachliche Ausdrucksvermögen könne zudem wunderbar durch die Kunst gefördert werden (Tanz, Musik, Theater). Dabei sei auch die Perspektive einer Weltkultur wichtig: Man solle Respekt vor Fremden aufbringen, z.B. sich auch etwas von der migrantischen Putzfrau erklären lassen.

- Kunst als Übungsterrain einer Gesellschaft der Diversität: Vielfalt und Unterschiedlichkeit
- Kunst als contact zone

In der **Themenrunde** wirkte auch Edress Barekzai, der geladen war, seine eigenen Erfahrungen als Migrant in Sachsen einzubringen. Er kommt ursprünglich aus Afghanistan, lebt seit 2013 in Dresden und spielte an der Bürgerbühne des Staatsschauspiels Dresden mit. Dadurch lernte er zunehmend Deutsch, wodurch ein immer besseres Zusammenspiel möglich wurde. Dies bestätigte auch ein zweiter migrantischer Laiendarsteller, der von der Aufführung „Die Irrfahrten des Odysseus“

berichtete, die viele biographische Bezüge der Bürgerbühnen-Schauspieler beinhaltet. Die Frage, ob das Publikum offen und neugierig auf das und die Fremden gewesen sei, wurde bejaht. Dabei war die Tatsache, dass es eine Gruppe von Migranten gewesen sei, für die Einzelnen sehr hilfreich. Auch gegenüber dem einheimischen Ensemble sei es in der Gruppe einfacher gewesen, auf Augenhöhe zu kommunizieren.

Diese Ausnahmerolle des Staatsschauspiels in der Migrantenarbeit wurde aber auch kritisch hinterfragt: Wie viel Marketing und wie viel Substanz habe wirklich darin gesteckt? Edress Barekzai beantwortete dies am Beispiel seiner Tätigkeit als Platzanweiser im Theater: Anfangs sei das Publikum ihm ausgewichen, durch ein entsprechendes Marketing des Schauspielhauses habe sich dann die Offenheit des Publikums ihm gegenüber verbessert.

Generell wurde eine Etikettierung von Migranten, wie sie an anderen deutschen Theatern zu beobachten sei, als sehr problematisch angesehen. Dort bestünde migrantische Arbeit aus der Aufhängung von „Refugees Welcome“-Bannern, der Vergabe von technischen Helferjobs und stummen Dienerrollen an Flüchtlinge. Integration finde so nicht oder nur wenig statt.

Die Vergabe von Freikarten an Flüchtlinge erzeuge oft Konflikte, wenn junge Migranten neben bürgerlichem Publikum in den vorderen Reihen sitzen und während der Aufführung auf verschiedenste Weise ihr Smartphone gebrauchen. Darauf folgte der Einwand, dass dieses Verhalten mehr generationen-, als kulturspezifisch sei. Der Nachsatz der Referentin, dass Oper und Theater „alte“ deutsche kulturelle Leitinstitutionen seien, rief geteilte Meinungen hervor.

Ein Teilnehmer zog anhand des Beispiels vom englischen National Trust, in dem die englische Mittelschicht unter sich sei, die Parallele zu deutschen Kultureinrichtungen, wo dies seiner Meinung nach ebenso sei und die Praxis der contact zone fehle. Die Referentin antwortete darauf, dass die Idee der contact zone als Ziel zu verstehen sei und die jüngere Generation dabei schon weiter sei als die ältere. Am Leipziger Schauspielhaus gebe es ein Begegnungscafé, das als contact zone fungiere.

Integration brauche Zeit, verbessere sich aber zunehmend, was an der oft guten Integration der zweiten Migrantengeneration abzulesen sei. Dass in die „alten“ Kulturinstitutionen kaum Migranten (von selbst) kommen, wurde auch auf kulturspezifische Musik- und Theatererwartungen zurückgeführt. Vor allem soziokulturelle Zentren bieten jungem und migrantischem Publikum viele Angebote, wie zum Beispiel ein Klangfußballspiel oder auch Graffiti, das wegen der Schriftformen viele Araber anspreche. Ein aktives Zugehen auf Migranten sei außerdem unverzichtbar, da passives Warten nicht erfolgreich sei und nur im Miteinander deutlich werde, was Migranten brauchen und wollen. Bei all dem müsse klar sein, dass Hilfe nicht als Mittel zum Zweck und nicht eigennützig sein dürfe, um zum Beispiel Fördergelder einzuwerben.

Eine besondere Brückenfunktion füllen die schon länger in Deutschland wohnenden Migranten durch ihre doppelten kulturellen Kenntnisse aus, wenn sie zu Vertretern der deutschen Kultur werden. Allerdings könne es dabei auch zu gefühlter oder tatsächlicher Konkurrenz innerhalb der Migranten kommen, berichteten die Teilnehmer. Für die gesellschaftliche Teilhabe sei für Migranten das Kommunalwahlrecht noch sehr wichtig. Diese Rechte für Migranten zu verwirklichen benannte die Referentin als integrative Aufgabe an die deutsche Gesellschaft.

Die Referentin berichtete von einer besonders in konservativen Kreisen weit verbreiteten Unwilligkeit zur Veränderung, die nichts anderes als Realitätsblindheit sei, da Veränderung notwendig für die Gesellschaft sei. Die weltweite Migrationsbewegung finde statt und müsse akzeptiert werden. Obwohl die kulturellen Besonderheiten zentral seien, gelte es daher, ein gutes Miteinander anzustreben. Dies gelinge aber nur durch Begegnung, die bloße Nachbarschaft allein schaffe noch keine Annäherung.

In den ländlichen Gebieten sei Angst vor dem Fremden, konkret vor Migranten, verbreitet. Hier müsse kulturelle Bildung für die einheimische Gesellschaft angeboten und realisiert werden, so der Tenor der Gruppe. Zugleich seien Flüchtlinge auch im Rahmen des demografischen Wandels für entvölkerte Regionen interessant. Jedoch müsse hier die quantitative Mischung zwischen Einheimischen und Zugewanderten stimmen.

Als Fazit kann die Aussage gelten, dass Kultur nicht (nur) an Institutionen festgemacht werden sollte, sondern vor allem an Menschen und der persönlichen Begegnung.